

Dieter Boris

Nach-Denken über Eric Hobsbawm. Reflexionen über Aspekte seines Werkes

Die Stimmen der Nekrologe sind verklungen; es ist Zeit, intensiver darüber nachzudenken, was Eric Hobsbawm uns hinterlassen hat, was wir an seinem umfangreichen Werk besonders schätzen und in welcher Hinsicht er unsere Erkenntnisprozesse und politischen Orientierungen weiter gebracht hat. Selbst die besten Nachrufe sind über allgemeine anerkennende Formeln, wie der, er sei ein „großartiger Erzähler“, dem es „immer wieder gelingt, historische Details, Informationen über Kultur und Formen des Alltagsbewusstseins auf die inneren Triebkräfte und Widersprüche zu beziehen“, nicht hinausgekommen. Dass seine Werke uns in die Lage versetzen, „die Gegenwart und die Zukunft im Lichte ihrer geschichtlichen Voraussetzungen besser zu verstehen“,¹ ist zwar in dieser Allgemeinheit nicht falsch, bedarf aber vielfältiger Konkretisierung und Differenzierung. Wie war seine spezifische Art, Gesellschaftsgeschichte zu schreiben – im Unterschied zu anderen Autoren dieses Metiers – angelegt? Welche theoretischen Prämissen und methodischen Regeln lassen sich ausmachen, die unter Umständen von anderen abweichen und eventuell zu überraschenden sowie originellen Ergebnissen führen? Warum interessierte sich Hobsbawm für bestimmte Probleme und Themen, die nicht unbedingt zum „Normalkanon“ des Allgemeinhistorikers oder des Wirtschafts-

¹ Frank Deppe, „Nicht die Hände in den Schoß legen, auch nicht in unbefriedigenden Zeiten“. Eric Hobsbawm (1917–2012), in: *Sozialismus*, 11 (2012), S. 30–34, hier S. 32, 34. Eine Debatte über das Gesamtwerk findet sich bereits in einer Veröffentlichung anlässlich der Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien an Eric Hobsbawm im Jahre 2008: Gerhard Botz, *Geschichte: Möglichkeit für Erkenntnis und Gestaltung der Welt. Zu Leben und Werk von Eric J. Hobsbawm*, Wien 2008.

und Sozialhistorikers gehören? Warum beschäftigte er sich beispielsweise (fast) zeitlebens mit dem Phänomen der „Sozialrebell“ beziehungsweise „Sozialbanditen“? Welches Konzept von „Nation“ und „Nationalismus“ hat er vertreten? Wie beurteilte er neue Strömungen, wie zum Beispiel die sogenannte Globalgeschichte?

Diesen und anderen Fragen soll im Folgenden – in einem ersten Schritt – nachgegangen werden,² nicht zuletzt deshalb, weil sie in den Nachbetrachtungen zu seinem opulenten Gesamtwerk im Vergleich zum *Zeitalter der Extreme* und seiner Trilogie des 19. Jahrhunderts (*Europäische Revolutionen*, *Die Blütezeit des Kapitals*, *Das imperiale Zeitalter*) etwas in den Hintergrund geraten sind.³

1. Sozialrebell/Sozialbanditen

Dieses Thema, mit dem Hobsbawm nach Erscheinen des englischen Originals *Primitive Rebels* 1959 in den 1960er Jahren weltweit – und vor allem in der Dritten Welt – berühmt wurde,⁴ hatte er bei seinem ersten Besuch in Italien 1952 „entdeckt“. Er behielt es im Blick bis zuletzt, wie unter anderem seine kommentierte aktuelle Bibliographie aus dem Jahre 2000 ausweist.⁵ Er war „stolz darauf [...], einen eigenen Zweig der Geschichtswissenschaft begründet zu haben“,⁶ und er setzte sich in diesem Band auch selbstkritisch mit seinen früheren Arbeiten und den zahlreichen, ihn teilweise recht scharf attackierenden Historikern auseinander. Das spezifi-

² Es liegt auf der Hand, dass in einem kurzen Beitrag viele Facetten seiner Person und seines sehr umfangreichen Werkes kaum angesprochen werden können.

³ Eric J. Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München / Wien 1994; ders., *Europäische Revolutionen, 1789–1848*, Zürich 1962; ders., *Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848–1875*, Frankfurt am Main 1975; ders., *Das imperiale Zeitalter 1875–1914*, Frankfurt am Main 1987.

⁴ Ders., *Primitive Rebels: Studies in Archaic Forms of Social Movement in the 19th and 20th Centuries*, Manchester 1959.

⁵ Ders., *Die Banditen. Räuber als Sozialrebell*, München 2000, S. 225 ff.

⁶ Ebd., S. 8.

sche Interesse an dem Phänomen vormoderner, gar archaischer Bewegungen und Sekten kam auf, als er bei seinem Italienbesuch gewahr wurde, dass Mitglieder der „Siebenten-Tags-Adventisten“ Sekretäre von Unterorganisationen der KPI im Süden Italiens (Kalabrien) werden sollten. Er notierte in seiner Autobiographie, dass „man normalerweise [solche Leute; D. B.] nicht als geeignete Kandidaten für einen Kaderposten in einer marxistischen Partei angesehen hätte.“ Und stellte die Frage: „Wer waren diese Menschen, die eine Denkweise, die im Mittelalter durchaus nicht ungewöhnlich gewesen wäre, in politische Bewegungen der Mitte des 20. Jahrhunderts hineinragen? Warum wurde ihnen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt, ausgenommen von italienischen Denkern wie dem außergewöhnlichen Antonio Gramsci?“⁷ Die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Ernst Bloch) und dessen spezifisches explosives Potential interessierten Hobsbawm seit einem bestimmten Zeitpunkt offenbar mehr als die Entfaltung der reformistischen Arbeiterbewegung Großbritanniens, die er zuvor studiert hatte.

Aus der Art der Forschungsfragen gegenüber diesem Phänomen und der Weise ihrer stets vorläufigen Beantwortung lässt sich Hobsbawms spezifisches Interesse gegenüber einem Gegenstand erahnen, der bis zu diesem Zeitpunkt vor allem Kulturanthropologen beschäftigt hatte. Ein allgemeines und zentrales Charakteristikum der Sozialrebell / Sozialbanditen besteht darin, dass deren Auftreten sich dem Auseinanderklaffen von lokaler oder Mikro-Moral einerseits und zentralstaatlicher Rechtsordnung und Sanktionsgewalt andererseits verdankt. Es ist überwiegend ein Phänomen der Agrargesellschaft, allerdings einer bäuerlichen Gesellschaft im Übergang, in der sich schon Stammes- und Sippenbeziehungen aufgelöst haben, aber deutliche kapitalistische, anonyme Klassenbeziehungen sich noch nicht etabliert haben. Es kommt, so die erste allgemeine Zeitbestimmung, im Europa des 16. bis zum 19. Jahrhundert vor, in anderen Teilen der Welt, wo der Kapitalismus später auftritt, ent-

⁷ Eric J. Hobsbawm, *Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert*. München / Wien 2002, S. 392 f.

sprechend verzögert. Nachdem Hobsbawm dieses Phänomen zunächst an italienischen und spanischen Beispielen untersucht hatte, weitete er sein Forschungsfeld auf Lateinamerika, Osteuropa sowie Ost- und Südasien aus. Diese erste, allgemeine Zeitbestimmung wird weiter konkretisiert durch eine zweite zeitliche Verortung, die man heute vielleicht als „Gelegenheitsstrukturen“ bezeichnen würde: Wenn das „traditionale Gleichgewicht“ in solchen bäuerlichen Übergangsgesellschaften wesentlich gestört ist, wird das Banditentum zum bestimmenden Phänomen, und zwar „während und nach Zeiten großer Bedrängnis wie Hungersnot und Krieg, oder in den Augenblicken, in denen die Wucht der dynamischen modernen Welt diese statischen Gemeinden packt, um sie zu zerstören und zu verändern.“⁸

Die Verortung der Sozialrebelln in der Gesellschaft ist ebenso interessant wie ihre internen Strukturen. Es handelt sich in der Regel fast ausschließlich um junge Männer (zwischen 15 und 40 Jahren), die aus einer marginalen Gruppe der Agrarbevölkerung kommen (Landarbeiter, saisonale Helfer, Viehhirten und so weiter) und eine hohe Mobilität aufweisen, da sie weder familiär noch durch Grundbesitz örtlich gebunden sind. Die Methoden der Sozialbanditen sind sehr vielfältig und hängen von der Umwelt ab: Von Überfällen, Entführungen, „Schutzgeld“-Erpressung bis hin zu Raubmorden (gerade gegenüber Personen, die als besonders verhasst galten) kommt im Gewaltrepertoire alles vor.

Die interessanteste und zugleich am wenigsten abschließend zu klärende Frage, die Hobsbawm wohl auch am meisten am Phänomen der Sozialbanditen beschäftigt hat, ist die nach der Nähe oder Ferne dieser Gruppen / Banden zur Politik, zu populären Bewegungen, gar zu revolutionären Umstürzen. In ein und derselben Abhandlung oder im selben Buch kommen entgegengesetzte Aussagen zu diesem Thema vor. Einerseits wird Hobsbawm nicht müde, den „vorpolitischen Charakter“ dieses Phänomens zu betonen und

⁸ Eric J. Hobsbawm, Sozialrebelln. Archaische Sozialbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert, Neuwied / Berlin 1959, S. 40.

die relativ leichte Integrierbarkeit in das bestehende politische System zu unterstreichen.⁹ Und dies aus guten Gründen. Sozialrebell werden in der Regel aktiv in einer emotionalen und spontanen Art und Weise; vorgängige Analyse oder gar Programmatiken begleiten praktisch nie ihr Handeln. Eine politische Organisation ist ihnen fremd; eine traditionelle Mentalität und Ideologie, die die grundlegenden Strukturen der Gesellschaft, in der sie leben, in keiner Weise in Frage stellt, kann als Normalfall gelten. Auf der anderen Seite ist angesichts von Erfolgen und im Verlauf einer bestimmten Dynamik potentiell doch eine Infragestellung des sozialen und politischen Systems durch die Sozialrebell gegeben: „Wie wir gesehen haben, stellt das Sozialbanditentum aufgrund seiner Natur die etablierte Ordnung von Klassengesellschaft und politischer Rolle grundsätzlich in Frage, wie sehr es sich in der Praxis auch immer mit beiden arrangiert. Insofern es sich dabei um ein Phänomen sozialen Protestes handelt, lässt es sich als Vorläufer oder potentielle Brutstätte von Revolten betrachten.“¹⁰

Zwischen beiden Extremen gibt es auch Übergänge und Zwischenpositionen sowie Tendenzen der Entwicklung, so zum Beispiel von einem völlig vor- oder apolitischen zu einem sich allmählich politisierenden Banditentum, oder umgekehrt von einem relativ politischen zu einem apolitischen und integrationsbereiten Verhalten. Genau diese ambivalenten Konstellationen und ihre Determinanten zu ergründen ist wahrscheinlich das, was Hobsbawm fasziniert und immer wieder zu neuen Analysen angetrieben hat. Erst spät, in seiner 2002 erschienenen Autobiographie bekennt er eher beiläufig, dass er sich in den *Sozialrebell* „klar und leidenschaftlich auf die Seite der ewigen Verlierer stellte“ und „noch immer Schwierigkeiten [habe], kämpferischen, wenn auch schlicht irrefeleiteten Verlierern seine Bewunderung vorzuenthalten.“¹¹ In der Einleitung zu den *Sozialrebell* hatte er sich noch distanzierter

⁹ Ebd., S. 39, 44.

¹⁰ Hobsbawm, *Banditen* (wie Anm. 5), S. 120.

¹¹ Hobsbawm, *Gefährliche Zeiten* (wie Anm. 7), S. 288, 299.

gezeigt, denn die Zeiten waren noch andere (1959) und der Autor hatte (als Marxist und KP-Mitglied) ohnehin schon einige Rückschläge in seiner beruflichen Karriere an der Universität hinnehmen müssen: „Vom Leser [...] wird nicht verlangt, dass er Sympathien für Revolutionäre hat – und gar für primitive. Es genügt das Einverständnis, dass sie existieren [...].“¹²

2. Nation und Nationalismus

Mit dem Thema „Nation“ war Hobsbawm vielfältig befasst, nicht nur in seinen Beiträgen zur Geschichtswissenschaft, sondern auch in der praktischen Politik. Häufig zitierte er in diesem Zusammenhang die alte und richtige Bemerkung des französischen Theoretikers Ernest Renans, wonach „die Verfälschung der eigenen Geschichte ein Hauptcharakteristikum der Nation im allgemeinen sei.“¹³ Immer wieder verweist er darauf, dass die Begriffsinhalte (Konnotationen) von „Nation“ historisch sehr differenziert sind und sich in den letzten beiden Jahrhunderten in bestimmten Perioden stark wandelten. War beispielsweise „Nation“ in der Französischen Revolution mit liberalen und radikalen Ideen gleichgesetzt worden, so später, im Laufe des 19. Jahrhunderts mit territorialer Selbstbestimmung und politischer Unabhängigkeit sowie schließlich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verstärkt mit der absoluten Überhöhung der „eigenen Nation“ gegenüber den als minderwertig apostrophierten „Anderen“.

Insbesondere die marxistisch orientierte Arbeiterbewegung in Vielvölkerstaaten, wie zum Beispiel in Österreich-Ungarn oder im zaristischen Russland, war immer wieder mit dem theoretischen und politischen Problem der objektiven und subjektiven Zuord-

¹² Hobsbawm, *Sozialrebell* (wie Anm. 8), S. 26.

¹³ Eric J. Hobsbawm, *Bemerkungen zu Tom Nairns „Modern Janus“*, in: Tom Nairn u. a., *Nationalismus und Marxismus*, Berlin 1978, S. 45–77, hier S. 54.

nung von Gruppen oder Bevölkerungsteilen zur „Klasse“ oder zur „Nation“ und mit entsprechenden Prioritäten des jeweiligen Selbstverständnisses konfrontiert. Daher ist es nicht erstaunlich, dass die meisten marxistischen Beiträge zur „nationalen Frage“ (Rosa Luxemburg, Otto Bauer, Karl Kautsky, V. I. Lenin, Josef Stalin und so weiter) aus diesen Staaten kamen. Und ebenso sollte dieses Problem im Zusammenhang mit dem Kolonialismus und dem Dekolonisierungsprozess sowie dem anti-imperialistischen Kampf eine zentrale Rolle spielen. Infolgedessen waren und sind marxistische Theoretiker – im Unterschied zu den „Klassikern“ Marx und Engels selbst – genötigt, differenzierte Analysen und Konzepte vorzulegen.

Grundsätzlich bildet der vielschichtige und sich wandelnde Begriffsinhalt von „Nation“ eine große Spannweite zwischen einer „wirklichen Gemeinschaft“ in kleinräumigen Dimensionen und einer „vorgestellten“ oder „imaginären Gemeinschaft“ im großflächigen, anonymen Raum ab. Wobei die Regel gilt: Je fortgeschrittener die gesellschaftliche Entwicklung und die Arbeitsteilung werden und je großflächiger der territoriale Bezug, umso imaginärer und teilweise mythologischer wird die vorgestellte und künstlich erzeugte Gemeinschaft „Nation“. Je kleiner die Assoziation (Verwandtschaftsverbund, Nachbarschaft, Heimatgemeinde und so weiter), umso realer waren die gemeinschaftlichen Beziehungen. Die reale Gemeinschaft war der Ort, das Dorf oder die Stadt, wo man zusammen kam und sich kannte. Diese reale Gemeinschaft wird im „Nationen“-Begriff auf eine Bevölkerungsgesamtheit projiziert. Davon zeugt noch heute beispielsweise im Spanischen der doppelte Wortsinn von „*pueblo*“, als Dorf und Volk zugleich! „Nationalismus und Staat übernahmen die Assoziationen von Verwandtschaftsgruppe, Nachbarschaft und von Heimatboden und übertrugen sie auf Territorien und Bevölkerungen von einem Umfang und einer Größe, die diese Begriffe auf reine Metaphern reduzierte. Doch mit dem Niedergang der wirklichen Gemeinschaften, an die die Menschen gewöhnt waren – Dorf und Großfamilie, Gemeinde und *bar-*

rio, Zunft, Bruderschaft oder was auch immer –, einem Niedergang, zu dem es kam, weil diese offensichtlich nicht mehr wie früher die alltäglichen Wechselfälle des Lebens der Menschen umfassten, empfanden deren Mitglieder das Bedürfnis, etwas anderes an ihre Stelle zu setzen. Diese Leerstelle konnte von der imaginären Gemeinschaft der ‚Nation‘ ausgefüllt werden.“¹⁴

Zentralstaatliche Regierungen waren an einer gewissen Homogenisierung der Rechtsverhältnisse, der Kultur, der Bildung, der Normen in allen möglichen Lebensbezügen interessiert. Der Staat „machte nicht nur die Nation, er musste sie machen“, wie Hobsbawm bemerkt. Entsprechend wurde die Mehrheit der Bevölkerung in diesem Sinne mobilisiert; eine Minderheit, die diesen Anpassungsprozess nicht mitvollziehen wollte oder konnte, wurde als „nationale Minderheit“ tendenziell ausgeschlossen und stigmatisiert. Assimilation war in diesem Sinne ein wichtiges Element der Nationalstaatsbildung. Die Frage dabei war und ist, ob diese Assimilation gewollt war oder erzwungen wurde, und ob sie überhaupt erfolgreich sein konnte oder gewissermaßen „umsonst“ gewesen ist. So zum Beispiel im Fall der Anpassungsbemühungen von Juden in Frankreich, Deutschland und so weiter, oder ähnlich krass bei Anpassungsversuchen von farbigen Eliten in den Kolonien, die gleichfalls nicht zu einer vollen Anerkennung führten.

Das für Hobsbawm entscheidende Kriterium einer pragmatischen, marxistischen Beurteilung dieses Phänomens ist die Frage, ob „Nationalismus“ als solcher beziehungsweise die affirmativ-expressive Verbundenheit mit der „Nation“ die Sache des Sozialismus weiterbringt. Wirkt die Verbundenheit mit der „Nation“ als Hinderungsgrund oder umgekehrt als Mobilisierungsfaktor für die Abschaffung von Klassen- und/oder Fremdherrschaft?

„Nur wenige Marxisten haben behauptet, dass keine nationalistische Bewegung unterstützt werden könnte, keiner, dass alle solchen Bewegungen diesem Zweck dienen und deshalb in jedem Fall unterstützt werden müssten. Kein Marxist wird nicht gegenüber

¹⁴ Hobsbawm, Das imperiale Zeitalter (wie Anm. 3), S. 188 f.

marxistischen Parteien misstrauisch werden, die die Unabhängigkeit ihrer Nation ohne Rücksicht auf die Umstände über alle anderen Ziele stellen.“¹⁵

Hobsbawm vertritt die These, dass eine schwindende Bedeutung von „Nation“ und „Nationalismus“ zu beobachten sei – auch wenn eine Reihe von Erscheinungen letzteren scheinbar in den Vordergrund rücken lassen. Zwar sei die Ausbreitung ethnisch-sprachlicher Bewegungen in verschiedenen Regionen des Erdballs nicht zu leugnen, aber eine wirkliche Relevanz in politischer und/oder ideologischer Hinsicht könne man diesen nicht zubilligen. Selbst wenn der politische Nationalismus beziehungsweise das Insistieren auf dem Nationencharakter innerhalb eines Zentralstaats sein Ziel erreichen sollte, hat ein solcher Nationalismus keine Lösungen für die Probleme unserer Zeit anzubieten. „Tatsächlich ist er für sie entweder nicht von Belang, oder er macht sie nur komplizierter.“¹⁶

Viele Bewegungen, die nach territorialer Unabhängigkeit oder einem hohen Grad von Autonomie innerhalb eines Staatsgebildes streben, möchten sich als „Nation“ etablieren, auch wenn sie davon weit entfernt sind (und zwar nach allen bisher historisch gebräuchlichen Inhalten von „Nation“). „Alle Bewegungen, die für regionale, lokale oder auch partikulare Interessen gegen die Zentralmacht und den bürokratischen Staatsapparat kämpfen, werden sich nach Möglichkeit ein nationales Kostüm umhängen und auf ethnische und / oder sprachliche Eigenständigkeit pochen.“¹⁷ Und sarkastisch fügt er hinzu: „Aruba will sich von Niederländisch-Westindien los-sagen, weil es nicht mit Curacao verbunden sein will. Wird die Insel dadurch zu einer Nation?“¹⁸ Diese Frage ließe sich auch gegenüber den Dutzenden „Nationen“ im neuen – verfassungsrechtlich so definierten – „plurinationalen“ Staat Bolivien und in Ekuador stellen, wo manche „Nationen“ über einige hundert Angehörige nicht hin-

¹⁵ Hobsbawm, Bemerkungen (wie Anm. 13), S. 56.

¹⁶ Hobsbawm, Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780, Frankfurt am Main / Wien 1990, S. 202.

¹⁷ Ebd., S. 204.

¹⁸ Ebd.

auskommen. Man könnte argumentieren, dass dies so konzeptualisiert wurde, weil während der fünfhundertjährigen Kolonialzeit und neokolonialen Unabhängigkeitsphase diese Gruppen als nicht zur „Nation“ der Bolivianer beziehungsweise Ekuadorianer zugehörig geführt wurden und bloß als Minderheiten, Ethnien oder Stämme figurierten, die schon durch ihre Bezeichnung als minderwertig und tendenziell exkludiert galten.

Ob nun eine Rehabilitation und volle Anerkennung beziehungsweise echte Integration durch die begriffliche Adelung als „Nation“ (einem Begriff der ehemals Herrschenden mit ganz anderem Inhalt) erzielt werden kann, mag dahingestellt sein. Die praktisch-politischen Schwerpunkte, die aus einem derartigen Selbstverständnis resultieren, könnten für einen wirklichen Emanzipationsprozess und für die Fähigkeit der Lösung dringender, anstehender Probleme (der ökonomischen Transformation, dem Anstreben einer ökologischen Nachhaltigkeit, der Demokratisierung und der Einführung von qualitativ hochstehenden Bildungssystemen, einer verlässlichen Justiz und so weiter) möglicherweise eher hinderlich sein. Es wäre zu untersuchen, in welchem Maße sich die Verwendung des Begriffs „Nation“ dem großen Einfluss der mit den indigenen Bewegungen verbundenen Intellektuellen verdankt.¹⁹

Hobsbawm vertritt die Auffassung, dass in Zukunft Nationen und Nationalstaaten ebenso wie sprachlich-ethnische Gruppen weiter an Bedeutung verlieren werden. Eine zukünftige Geschichtsschreibung werde nicht an den Grenzen von Nationen oder Nationalstaaten Halt machen können und werde sich nicht in diese Grenzen pressen lassen. Die neue Welt werde weitgehend „überna-

¹⁹ Hobsbawm bemerkt an anderer Stelle: „Die Indianer Lateinamerikas hatten seit der spanischen Eroberung einen ausgeprägten Sinn für ihre ethnische Eigenständigkeit gegenüber Mestizen und Weißen, insbesondere nachdem das spanische Kolonialsystem die Bevölkerung in Rassenkasten eingeteilt hatte. Mir ist allerdings kein Fall bekannt, wo dieses Bewusstsein bislang zu einer nationalistischen Bewegung geführt hätte. Es hat bei den Indianern im Unterschied zu den *indigenista*-Intellektuellen nicht einmal ein besonderes Gefühl des Panindianismus hervorgerufen.“ Hobsbawm, Nationen (wie Anm. 16), S. 82.

tional“ und „international“ sein, in jedem Fall aber den „Nieder- gang des alten Nationalstaats als einem funktionsfähigen politi- schen Gebilde zum Ausdruck bringen [...]. Die Eule der Minerva, die uns Klugheit bringt, breitet nach Hegel ihre Flügel immer erst in der Dämmerung aus. Es ist ein gutes Zeichen, dass sie ihre Krei- se inzwischen über Nationen und Nationalismen zieht.“²⁰

3. Gesellschaftsgeschichte

Hobsbawm war nicht nur ein exzellent schreibender und „prakti- zierender“ Historiker, sondern er hat sich auch immer wieder mit theoretischen Prämissen und methodischen Besonderheiten seines Verständnisses von Geschichtsschreibung auseinandergesetzt. In- teressant ist dabei zunächst das Verhältnis von Hobsbawm zu Marx. Bevor er Historiker wurde, war Hobsbawm Marxist, und er bekennt, dass er wahrscheinlich nicht Historiker geworden wäre, wenn er in diesem Zusammenhang nicht entscheidende Impulse er- halten hätte: „Ohne Marx hätte ich kein besonderes Interesse an Geschichte entwickelt.“²¹ Was aber ist das spezifisch „marxistische“ an seiner Geschichtsschreibung? Dies ist schwer zu beantworten, da sich im Verhältnis zwischen der marxistischen Geschichtsschrei- bung und dem Mainstream im Laufe der letzten hundert Jahre viel verändert hat.

Die alten Streitpunkte um die adäquate Geschichtsschreibung, die seit dem 19. Jahrhundert und besonders um die vorletzte Jahr- hundertwende erbittert ausgetragen wurden, kreisten um die extre-

²⁰ Ebd., S. 220 f. Reflexionen darüber, dass der Fortbestand von Nationalstaaten in Zeiten neoliberaler Globalisierung auch von linken Kräften genutzt werden könn- te, finden sich bei Hobsbawm selten. Nach seinen zitierten pragmatischen Kriterien des Nutzens oder Schadens von „Nationalstaatlichkeit“ für fortschrittliche oder gar sozialistische Umgestaltungen hätte dieses Problemfeld wahrscheinlich mehr Beach- tung verdient.

²¹ Hobsbawm, *Wieviel Geschichte braucht die Zukunft?*, Frankfurt am Main / Wien 1997, S. 9.

men Pole idiographisch *versus* nomothetisch oder deskriptiv-narrativ *versus* analytisch und strukturorientiert. Parallel dazu beziehungsweise sich damit teilweise überlappend waren die einzelnen Felder der Geschichtsschreibung und ihre unterschiedliche Relevanzmessung angeordnet: Politik-, Staaten- und Außenpolitik-Geschichtsschreibung *versus* Sozial- und Kulturgeschichte; personen- und ereigniszentrierte *versus* struktur- und institutionenorientierte Geschichtsschreibung. Diese Entgegensetzung gewann ihre Schärfe teilweise aufgrund des wachsenden Einflusses des Marxismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts, lässt sich aber nicht darauf reduzieren. Auch die aufkommende Soziologie und Ökonomie (zuma in ihren „historischen Schulen“) und andere sozialwissenschaftliche Disziplinen wurden immer mehr Konkurrenten gegenüber einer extrem fakten- und quellenorientierten Geschichtsschreibung, die jegliche Verallgemeinerung und jeglichen analytischen Strukturierungsversuch als spekulativ oder metaphysisch ablehnte.

Infolge dieses doppelten Drucks und der geringen Erklärungskraft konservativer Geschichtsbetrachtungen im Stile Leopold Rankes gewannen sozialwissenschaftlich orientierte Versuche der Geschichtsschreibung an Boden. Nach Hobsbawm hat sich die Historiographie „im Verlauf mehrerer Generationen in eine ganz bestimmte Richtung entwickelt, ungeachtet der Weltanschauung ihrer Vertreter und – was bedeutsamer ist – gegen den äußerst starken und institutionell abgesicherten Widerstand der akademischen Zunft [...]“. ²² Er hält es für eine Tatsache, „dass die Geschichte sich vom rein Narrativen und Deskriptiven weg- und auf die Analyse und Erklärungen zubewegt hat; statt dem Einmaligen und Individuellen gilt ihr Interesse heute mehr dem Auffinden von Gesetzmäßigkeiten und der Verallgemeinerung.“ ²³

Wenn es allerdings so ist, dass Elemente des geschichtlichen Denkens in den „Hauptstrom der Historiographie“ eingegangen sind, die vor fünfzig Jahren noch als „typisch marxistisch“ galten,

²² Ebd., S. 89.

²³ Ebd., S. 91.

dann stellt sich zugespitzter die Frage nach einem spezifisch marxistischen Zugang. Gelegentlich überzeichnet Hobsbawm die tendenzielle Annäherung, beispielsweise wenn er bemerkt, dass es oft unmöglich sei zu unterscheiden, ob ein Autor Marxist oder Nicht-Marxist sei, es sei denn er gebe seinen „ideologischen Standpunkt“ preis. Dem steht allerdings entgegen, dass Hobsbawm verschiedentlich die Vorzüge einer marxistischen Herangehensweise hervorhebt. Diese siedelt er zwischen Determinismus und Voluntarismus, zwischen Objektivismus und Subjektivismus sowie zwischen struktur- und akteursbestimmtem Handeln an: „Mir geht es darum, dass die Geschichtswissenschaft das Bewusstsein, die Kultur und das zweckgerichtete Handeln in von Menschen gemachten Institutionen nicht übergehen kann. Und ich möchte hinzufügen, dass für mich der Marxismus bei weitem den besten Zugang zur Geschichte darstellt, weil er klarer als andere Ansätze erkennt, was menschliche Wesen als Subjekte und Urheber ihrer Geschichte beeinflussen können und worauf sie als Objekte der Geschichte keinen Einfluss haben.“²⁴

Allerdings muss hinzugefügt werden, dass diese – sei es marxistische oder nicht-marxistische – strukturgeschichtliche Herangehensweise seit den 1970er oder 1980er Jahren nicht mehr mit Rückenwind rechnen konnte, sondern ihr von allen Seiten ein heftiger Gegenwind entgegen blies. Nicht nur die diversen „turns“ in den Kulturwissenschaften (*cultural turn*, *spatial turn* und so weiter) enthielten – zumindest implizit – eine Kritik an strukturgeschichtlicher Makro-Geschichtsschreibung. Auch die Wiederentdeckung der Mikrogeschichte und der Regionalgeschichte oder die Neuentdeckung von „*oral history*“ und „*gender history*“ sowie die Suche nach subjektiven Formen des Identitätsverständnisses (auf gruppenspezifischer, ethnischer oder individueller Grundlage) waren Strömungen, mit denen Hobsbawm seit dieser Zeit zunehmend konfrontiert war. Dies hat ihn einerseits zu manchen kritischen Kommentaren veranlasst, andererseits aber auch einen versöhnli-

²⁴ Ebd., S. 93.

chen Ton anschlagen und die grundsätzliche Vereinbarkeit unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen einräumen lassen: „Die neue Geschichte von Menschen und Mentalitäten, Ideen und Ereignissen kann die Analyse sozioökonomischer Strukturen und Tendenzen durchaus sinnvoll ergänzen; es wäre jedoch falsch, in ihr einen Ersatz für letztere sehen zu wollen.“²⁵ Es kann nicht überraschen, dass Hobsbawm die „Wiederbelebung der narrativen Geschichte“ mit dem seit jener Zeit immer deutlicher werdenden Terraingewinn neokonservativer, neoliberaler Denk- und Politikströmungen in Zusammenhang brachte.²⁶ Die in diesen Strömungen auftauchende Verwischung des Unterschieds von „tatsächlichen Ereignissen“ oder „historischen Fakten“ einerseits und lediglich „konstruierten“ oder „imaginierten“ Phänomenen andererseits hat Hobsbawm als Bedrohung von seriöser Geschichtswissenschaft und Quellenkritik empfunden. Ohne begründete Bewertung der jeweiligen Relevanz von Daten und Ereignissen sei überdies eine rationale Erklärung von Abläufen nicht zu leisten. Die völlige Gleichbehandlung aller Ereignisse führe zur Absage an jegliche Kausalitätsbeziehung und führe zur impliziten oder expliziten Unterstellung der völligen Kontingenz aller historischen Prozesse.

„Das modische Interesse an etwas, das (zumindest im angelsächsischen wissenschaftlichen Diskurs) mit dem verschwommenen Begriff der ‚Postmoderne‘ beschrieben wird, hat glücklicherweise unter Historikern noch nicht so weit Fuß gefasst wie unter Literatur- und Kulturtheoretikern sowie Ethnosozioologen selbst in den USA, doch es ist für das vorliegende Thema von Bedeutung, denn diese neue Richtung zieht die Unterscheidung zwischen Faktum und Fiktion, zwischen objektiver Wirklichkeit und begrifflichem Diskurs in Zweifel. Sie ist zutiefst relativistisch. Wenn es keine klare Unterscheidung gibt zwischen dem, was wahr ist, und dem, was

²⁵ Ebd., S. 242.

²⁶ Ebd., S. 238 ff.

ich für wahr halte, dann ist meine eigene Konstruktion der Wirklichkeit ebenso gut wie die eines jeden anderen [...].²⁷

In Anschluss an das bis hierhin zur Gesellschaftsgeschichte Ausgeführte lassen sich einige Konkretisierungen für die Spezifik marxistischer Geschichtsanalyse anfügen. Es handelt sich um Dimensionen von Gesellschaft und Geschichte, die nach Hobsbawms Verständnis eng zusammenhängen und teilweise sogar ineinander verwoben sind: (1) Das Konzept einer gesellschaftlichen oder weltgeschichtlichen Entwicklung im Großen und Ganzen; (2) das Konzept von Klassen und sich konträr gegenüberstehenden gesellschaftlichen Gruppen; (3) das Konzept der Widersprüche, deren Bearbeitung jeweils Stabilität oder Veränderung begründet.

Ad (1): das Konzept einer gesellschaftlichen Entwicklung der Geschichte im Großen und Ganzen

Die materialistische Geschichtsauffassung biete ein Modell von Gesellschaft und Geschichte an, welches als erster Ausgangspunkt für die Erklärung von langfristigen Entwicklungsprozessen dienen könne. Ausgehend von der Offenlegung der grundlegenden materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse, der Produktion und Reproduktion des Lebens, der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit, fortschreitend zu den sonstigen gesellschaftlichen Beziehungen, von der Familie bis hin zu politisch-staatlichen Verhältnissen, unter Einschluss der kulturellen und religiösen Formen und Inhalte, könne diese Vorgehensweise helfen, Zusammenhänge, Spannungen und Widersprüche im Ansatz zu fokussieren. Die Behauptung einer linearen oder unumkehrbaren Realentwicklung im regionalen oder sogar im Weltmaßstab ist damit freilich nicht verbunden.²⁸ Eine

²⁷ Ebd., S. 339.

²⁸ Dies unterstreicht neuerdings Matarí Pierre unter Hinweis auf Hobsbawms Interpretation der „Grundrisse“ und deren Kapitel über „vorkapitalistische Gesellschaftsformationen“ und deren Abfolge. Siehe Matarí Pierre, Eric Hobsbawm, *el marxismo y la transformación de la historiografía*, in: *Nueva Sociedad*, 243 (2013), S. 153–163, hier S. 157 f.

zeitweise wellenförmige oder im Zickzack verlaufende Entwicklung kann ebenso wie eine kumulativ gerichtete Entwicklung plausibel gemacht werden, wenn die materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre jeweilige Vermittlung mit den gesellschaftlich-politischen und kulturellen Dimensionen angestrebt und in ihrer abgestuften Bedeutung für die Entwicklungsrichtung von Gesellschaften in die jeweiligen Erklärungsmuster einbezogen werden.

„Die Hierarchie von Ebenen ist erforderlich, um zu erklären, warum die Geschichte eine Richtung hat. Es sind die zunehmende Befreiung des Menschen von der Natur und seine wachsende Fähigkeit, sie zu beherrschen, was die Geschichte als ganze (freilich nicht jedes Gebiet und jede Periode in ihr) ‚gerichtet und unumkehrbar‘ macht.“²⁹ Hobsbawm sieht die größte Bedeutung des Marxismus in der grundsätzlichen Klärung geschichtlicher Abläufe und Veränderungen. Denn auf dieser Grundlage ist annäherungsweise zu erklären, „warum und wie Gesellschaften sich verändern und umgestalten: anders gesagt, sie erklären die Tatsachen der gesellschaftlichen Evolution.“³⁰

Der größte Einfluss von Marx' Ideen auf Geschichte und Sozialwissenschaft sei von seiner Theorie von „Basis“ und „Überbau“ ausgegangen. „Marx' eigene Hierarchie der Ebenen oder der Modus ihrer Interaktionen (soweit er sich darüber geäußert hat) muss nicht übernommen werden; der Nutzen des allgemeinen Modells ist davon nicht abhängig. Es wurde allgemein selbst von Nicht-Marxisten als ein wertvoller Beitrag begrüßt. Das von Marx eingeführte spezifische Modell der geschichtlichen Entwicklung – zu dem auch die Rolle der Klassenkonflikte, die Abfolge der Gesellschaftsformationen und der Mechanismus ihres Übergangs gehören – ist wesentlich umstrittener geblieben, in einigen Punkten

²⁹ Hobsbawm, *Geschichte* (wie Anm. 21), S. 199. Diese zeitgebundene Formulierung aus den 1960er Jahren impliziert nicht notwendigerweise einen „Produktivkraft-Fetischismus“, wie er neuerdings von einigen Marxisten den „Klassikern“ vorgeworfen wird, und desgleichen auch nicht eine quasi strukturelle, unveränderliche Insensibilität Hobsbawms gegenüber ökologischen Problemebenen.

³⁰ Ebd., S. 195.

selbst unter Marxisten [...]. Die große Stärke von Marx lag seit jeher in seinem Beharren auf der Existenz einer Struktur und zugleich ihrer Geschichtlichkeit, mit anderen Worten ihrer inneren Veränderungsdynamik.“³¹

Es sind allerdings nicht nur interne Triebkräfte einer Produktionsweise am Werk, sondern häufig auch das Nebeneinander unterschiedlicher Produktionsweisen im Rahmen einer Gesellschaft oder einer nationalen Gesellschaftsformation beziehungsweise auch zwischen verschiedenen Gesellschaften. Insofern kann nach Hobsbawm vielfach von einer „gemischten Entwicklung“ gesprochen werden. Er unterstreicht, dass sich die Mechanismen, die zur Transformation einer Produktionsweise führen, aus „Verbindungen und Wechselwirkungen zwischen unterschiedlich strukturierten Gesellschaften ergeben können. In diesem Sinne ist jede Entwicklung eine gemischte Entwicklung.“³²

Immer wieder konzidiert Hobsbawm, dass viele Einzelfragen und Begriffe der Marxschen Geschichtstheorie der Weiterentwicklung und Überprüfung bedürfen (zum Beispiel der Klassenbegriff, der Terminus „bürgerliche Revolution“ und so weiter). Aber: „Marx ist und bleibt die Grundlage für jede angemessene Erforschung der Geschichte, weil er bislang als einziger versucht hat, einen methodischen Zugang zur Geschichte als Ganzes zu formulieren und die gesamte gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit in den Blick zu bekommen und zu erklären [...]. Wenn man den Prozess der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit erforschen will, muss man zumindest die Fragen stellen, die schon Marx gestellt hat, auch wenn man nicht alle seine Antworten übernehmen will.“³³

³¹ Ebd., S. 194 f.

³² Ebd., S. 215.

³³ Ebd., S. 216.

Ad (2): das Klassenkonzept

Es ist nicht überraschend, dass ein sich als Marxist verstehender Historiker in seinen Forschungen von gesellschaftlichen Strukturen ausgeht, die im Wesentlichen von Klassen, das heißt gesellschaftlichen „Großgruppen“,³⁴ die sich mehr oder minder antagonistisch gegenüber stehen, geprägt sind. Zudem sind diese Großgruppen durch ihre verschiedenen (konträren) Stellungen in der Produktion, im Verteilungs- und Aneignungsprozess sowie durch ihre Nähe oder Ferne zur jeweiligen Staatsgewalt charakterisiert. Freilich sind damit nur einige Grundzüge, die – innerhalb der Marx-schen Theorie – nicht kontrovers sein dürften, benannt. Daneben taucht eine große Zahl von Fragen und Problemen auf, die auf unterschiedliche Weise angegangen werden können. Die Entstehung, Entwicklung, Organisierung und Bewusstseinsentwicklung von Klassen, ihre innere Struktur sowie die diversen Artikulationsformen im Bereich von Arbeit und Wirtschaft, Politik und Kultur eröffnen ein weites Feld für unterschiedliche Ansätze und Methoden, und sicher auch von entsprechenden Befunden.

Im Unterschied zu nicht-marxistischen Varianten der Sozialgeschichtsschreibung ist „Klasse“ im Sinne von Hobsbawm keine isolierte oder isolierbare Gruppe von Menschen, sondern in ein System von horizontalen und vertikalen Beziehungen eingebettet. „Klasse“ impliziert nach Hobsbawm „ein Verhältnis der Unterschiedlichkeit (oder der Ähnlichkeit) und der Distanz, zugleich aber auch ein qualitativ anderes Verhältnis der sozialen Funktion, der Ausbeutung, der Herrschaft / Unterwerfung. Jede Forschung über Klassen muss deshalb die übrige Gesellschaft, der sie angehört, mit einbeziehen.“³⁵

Neben den bekannten Problemen der Bestimmung der objektiven Klassenlage, des (nicht selten) keineswegs adäquaten Bewusstseins von ihr und vor allem eines zu erwartenden Gefühls kollektiv-

³⁴ Dieser Ausdruck ist nicht numerisch, sondern von der gesellschaftlichen und ökonomischen Bedeutung her zu verstehen.

³⁵ Hobsbawm, *Geschichte* (wie Anm. 21), S. 120.

kämpferischer Zusammengehörigkeit sind es Probleme der inneren Strukturen und der „Grade der Klassenhaftigkeit“ („*classness*“), das heißt des Ausmaßes von Homogenität und Reife, welche Hobsbawm immer wieder beschäftigt haben.

Zwar spielte in den Analysen von Konflikten zwischen Etablierten und Unterklassen, Herrschenden und Beherrschten, Reichen und Armen die Nähe zu den relevanten Produktionsmitteln und zu den Produktionsprozessen eine zentrierende Rolle. Doch wurde dies – gerade in Bezug auf Gesellschaften mit sehr heterogenen Strukturen oder Konstellationen, in denen eindeutige kollektive Klassenrepräsentanten nicht klar zu erkennen waren – nie schematisch durch verdinglichte Klassenkonzepte festgeschrieben. Die keineswegs starre oder gar ökonomistische Herangehensweise Hobsbawms, die ähnlich wie bei Edward P. Thompson die subjektive Seite der Klassenauseinandersetzungen sowie deren sozial- und kulturgeschichtliche Kontexte betonte (Hobsbawm musste nicht auf den später effektvoll verkündeten „*cultural turn*“ warten), hat eine derartige Fehlhaltung verhindert. Zugleich zeigte sich schon in seinen frühen Untersuchungen, zum Beispiel des „Maschinenstürmer“-Phänomens, dass er sich gegen die Überbetonung der politischen und organisationspolitischen Arbeitergeschichtsschreibung wandte, was natürlich auch eine spezifische Blickrichtung implizierte. Middell sah dies als eine „historisch fundierte Absage an das Konzept der Avantgardepartei, die über eine höhere Einsicht in die Klasseninteressen der Unterdrückten verfüge, als diejenigen, die die Erfahrung der sozialen Konfrontation täglich machen.“³⁶

Sein Interesse für Unterschichten in agrarisch geprägten Gesellschaften, wo der am Modell des Industriekapitalismus gewonnene Klassenbegriff erheblicher Modifizierung bedarf, weist gleichfalls in die Richtung einer flexiblen, aber nicht prinzipien- oder theorie-losen Verwendung des Klassenbegriffs.

³⁶ Mathias Middell, Eric Hobsbawm, in: Lutz Raphael (Hg.), *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, Bd. 2, München 2006, S. 96–119, hier S. 105.

Wichtige Artikulationen und Formen von Klassenhandeln sind nicht selten nur in Ausnahmesituationen der geschichtlichen Entwicklung, in „Augenblicken der Eruption“ zu erkennen, da sie normalerweise unter der Oberfläche verdeckt bleiben. Andererseits sind revolutionäre Umbrüche keineswegs nur in kurzfristiger Dimension zu verstehen (so genau diese auch zu untersuchen ist), sondern in ein weiteres Feld zu integrieren, „das sich nicht nur für ein umfassendes Verständnis der sozialen Struktur und Dynamik anbietet, sondern dieses nachgerade voraussetzt: jene kurzfristigen gesellschaftlichen Transformationen, die als solche erlebt und bezeichnet werden und sich über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten oder Generationen erstrecken.“³⁷

Hobsbawm bemerkt gelegentlich auch, dass die „traditionelle marxistische Historiographie“ es versäumt habe, bestimmte Begriffe (wie zum Beispiel „Klasse“ und „Klassenkonflikt“) zu differenzieren und weiter zu entwickeln. So sei beispielsweise eine „bürgerliche Revolution“ nicht notwendigerweise eine, die überwiegend „von einer Bourgeoisie gemacht“ wird, was keineswegs in Abrede stellt, dass die in diesem Zitat angesprochenen tiefgreifenden Umwälzungen im 17. Jahrhundert Englands und im 18. Jahrhundert Frankreichs „grundlegende Veränderungen und ‚bürgerliche‘ Neuorientierungen ihrer Gesellschaften mit sich brachten.“³⁸

Ad (3): das Konzept des Widerspruchs

Es liegt auf der Hand, dass die umrissenen Vorstellungen und Hypothesen Hobsbawms über die Grundstrukturen historischer Prozesse ebenso wie das Konzept von Klassen als Trägern gesellschaftlicher Umbrüche eng verknüpft sind mit der Kategorie des „Widerspruchs“, der den Entwicklungsprozessen zugrunde liegt und diese gewissermaßen bewegt. Gegenüber strukturell-funktionalistischen Theorieansätzen, die in den Sozialwissenschaften (teilweise sogar in der Geschichtsschreibung) Prominenz erlangt haben, bestehe

³⁷ Hobsbawm, *Geschichte* (wie Anm. 21), S. 124.

³⁸ Ebd., S. 217.

der Beitrag des Marxismus darin, dass (a) gesellschaftliche Phänomene als hierarchisch strukturiert wahrgenommen werden und (b) von der Grundannahme ausgegangen wird, dass „es in jeder Gesellschaft innere Spannungen (,Widersprüche‘) gibt, die beständig der Tendenz des Systems entgegenwirken, die bisherige Funktionsweise beizubehalten.“³⁹ Wobei Widersprüche auf mehreren Ebenen der Gesellschaft vorkommen und der Klassenkonflikt einer unter vielen, das heißt ein Sonderfall ist, allerdings innerhalb industriekapitalistischer Strukturen ein Sonderfall von hervorgehobener Relevanz.

Die inneren Widersprüche einer Gesellschaftsformation entfalten sich zu Faktoren der Veränderung, welche die Entwicklung konstituieren. Damit sind die inneren Widersprüche nicht bloß dysfunktional im Hinblick auf die Stabilisierung eines sozialen Systems, sondern auch funktional im Hinblick auf dessen Veränderung. Ein gegenüber strukturell-funktionalen oder systemtheoretischen Ansätzen adäquates Modell gesellschaftlicher Veränderungen „muss die Gleichzeitigkeit von stabilisierenden und destabilisierenden Elementen berücksichtigen. Darauf beruht das marxistische Modell im Unterschied zu seinen vulgärmarxistischen Versionen.“⁴⁰

Hier sieht Hobsbawm allerdings eine erhebliche Spannbreite in den Arten, dem Inhalt und der Wirksamkeit von Widersprüchen. Innere Spannungen könnten beispielsweise manchmal von einem sich selbst stabilisierenden Modell resorbiert werden und als „funktionaler Stabilisator“ dienen. Klassenkonflikte können reguliert oder auf gewisse Weise institutionalisiert werden, um „damit den Fortbestand der Gesellschaft“ zu sichern. Nach Hobsbawm gibt es Widersprüche, die zwar ein Potential der Umgestaltung aufweisen, aber gleichzeitig möglichen Veränderungen Grenzen setzen. Oder Widersprüche, die aus internen und externen Konflikten resultieren und damit eine Art „gemischte Entwicklung“ generieren. Auch das Nebeneinander von Widersprüchen in Gesellschaften mit mehreren

³⁹ Ebd., S. 195.

⁴⁰ Ebd., S. 200.

differierenden Produktionsweisen kann zu Entwicklungen führen, die nur schwer bestimmbar sind.⁴¹

4. Globalgeschichte

Lange galten Arbeiten zur Weltgeschichte, vor allem in der Geschichtswissenschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als spekulativ-metaphysisch oder schlicht als unwissenschaftlich. Dieses Urteil wurde von den meisten Sparten der Geschichtswissenschaft und den unterschiedlichen Schulen geteilt. Beispielsweise waren auch die gegen die herrschenden Trends kritisch eingestellten Teile der Sozialgeschichte – soweit sie überhaupt makro-orientiert waren – in der Regel auf nationale Geschichtsschreibung fixiert.⁴² Die Perspektive auf einen transnationalen Gegenstand oder gar weltweite Beziehungssysteme entwickelte sich eher zögernd; nicht selten waren Außenseiter aus anderen Disziplinen, zum Beispiel der Soziologe Immanuel Wallerstein und der Ethnologe Eric Wolf, oder aus den ehemaligen Kolonien stammende Historiker Schrittmacher einer solchen Perspektive.

Welt- oder Universalgeschichte zu betreiben, wie sie von den Aufklärern des 18. Jahrhunderts angestrebt wurde, war am Ende des 20. Jahrhunderts aus verschiedenen Gründen sehr viel schwieriger geworden. Neben der Diskreditierung geschichtsphilosophischer Entwürfe war es das außerordentlich beschleunigte Wachstum historischen Wissens über verschiedene Epochen und/oder Weltregionen, die zunehmende Ausdifferenzierung der verschiedenen Einzelwissenschaften, die extreme Heterogenität der Quellen sowie die Schwierigkeit ihrer Auswertung (etwa aufgrund von Sprachproblemen) und vieles andere mehr, was einen derartigen Zugang zur Geschichte erschwerte. Dennoch: Globalisierung und die Verdichtung transnationaler Räume, fortschreitende Dekolo-

⁴¹ Ebd., S. 215.

⁴² Vgl. Lutz Raphael, *Geschichtswissenschaft im ‚Zeitalter der Extreme‘. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 183 f.

nialisierung (auch im mentalen Bereich) und die Relativierung der europäischen Vorherrschaft (realpolitisch und intellektuell) bereiteten den Boden für eine Wiederaufnahme der Bestrebungen, so etwas wie Globalgeschichte zu schreiben. Diese seit der Jahrhundertwende besonders stark wachsende Strömung hat sich mittlerweile ebenfalls deutlich differenziert und präsentiert sich in verschiedenen Theorieansätzen, Schulen und Schwerpunktsetzungen.⁴³ Gleichwohl lassen sich aber auch einige gemeinsame „Bauelemente“ erkennen.

Dies ist zum einen die Absage an einen affirmativen Eurozentrismus, ohne allerdings dabei zu vergessen, dass Europa tatsächlich – zumindest während des 19. Jahrhunderts – das ökonomisch, technologisch, politisch und militärisch dominante Zentrum der Welt gewesen ist.⁴⁴ Zum anderen stehen im Zentrum der Analyse kontinentale und transkontinentale Transferprozesse, Migrationsströme, wechselseitige Beeinflussungen und Hybridbildungen, die sich einer regionalen oder nationalen Betrachtungsweise entziehen. Die Verknüpfung von Binnen- und Außenperspektive, deren analytische Trennung durch die Weltsystemhypothese ohnehin relativiert ist, wird zugleich eine wesentliche theoretische Grundlage, um langfristige Machtverschiebungen im globalen Maßstab, Auf- und Abstiegsprozesse von zentralen, semiperipheren und peripheren Ländern erklären zu können. Hobsbawm hat die neuen Ansätze zur Globalgeschichte mit ihren zahlreichen methodischen und inhaltlichen Ideen durchaus registriert und dabei wehmütig erklärt: „Vorläufig und zum ersten Mal überhaupt haben wir einen adäquaten Rahmen für eine Weltgeschichte im emphatischen Wortsinn, die zudem den ihr gebührenden zentralen Platz wieder eingenommen hat [...]. Ich wäre gern jung genug, um sie mit zu schreiben.“⁴⁵

⁴³ Andrea Komlosy, *Globalgeschichte. Methoden und Theorien*, Köln / Wien 2011.

⁴⁴ Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 20.

⁴⁵ Hobsbawm, *Gefährliche Zeiten* (wie Anm. 7), S. 338.

Dabei untertreibt Hobsbawm insofern, als zahlreiche seiner großen Arbeiten über das 19. und 20. Jahrhundert in der Tat ja schon eine globalgeschichtliche Perspektive enthalten. Dies gilt vor allem für *Die Blütezeit des Kapitals* (1975) und *Das imperiale Zeitalter* (1987), wobei er in den entsprechenden Passagen dieser Werke schon explizit von einer globalgeschichtlichen Perspektive spricht. Im zuerst genannten Werk, das den Zeitraum von etwa 1848 bis 1875 behandelt, trägt das dritte Kapitel die Überschrift „Die Welt als Einheit“. Dort wird beschrieben, wie in jenem Zeitraum – in einem gegenüber den vorherigen fünf Dekaden schlagartig gesteigerten Tempo – das Welthandelsvolumen sich verfünffachte, die Dampfschifffahrt sich entfaltete, das Eisenbahnwesen sich verbreitete, das Telegrafensystem erfunden wurde und diffundierte. Was damals gegenüber den Tendenzen des nächsten Jahrhunderts laut Hobsbawm allerdings noch fehlte, „war die internationale und interlinguistische Normierung der Kultur [...]. Das Weltsystem des Kapitalismus war ein Gebäude aus miteinander rivalisierenden ‚Nationalökonomien‘. Der weltweite Triumph des Liberalismus beruhte auf der Bekehrung aller Völker oder zumindest der ‚zivilisierten‘ Völker zu den eigenen Glaubensüberzeugungen.“⁴⁶

Der seit etwa 1500 immer stärker werdende Prozess des Zusammenwachsens der Welt zu einer Einheit, die sich freilich gleichzeitig als vielfältig gegliedert, hierarchisiert und polarisiert darstellt, ist für Hobsbawm ein langer und widersprüchlicher. Er ist im Wesentlichen durch die (im Prinzip aufwärts gerichteten) Produktivkrafttendenzen, vor allem im Transport- und Kommunikationssektor, sowie durch fortgeschrittene technische Möglichkeiten der Arbeitsteilung und Arbeitszusammenführung bedingt,⁴⁷ die freilich durch den stets zwingender werdenden und sich verallgemeinernenden „Stachel zur Konkurrenz und Akkumulation“ angetrieben werden. Homogenisierung und Heterogenisierung sind also bislang

⁴⁶ Hobsbawm, *Blütezeit* (wie Anm. 3), S. 86f.

⁴⁷ Eric J. Hobsbawm, *Das Gesicht des 21. Jahrhunderts. Ein Gespräch mit Antonio Polito*, München / Wien 1999, S. 80ff.

durchaus parallel laufende Prozesse, die sich auf unterschiedliche Dimensionen der gesellschaftlichen Wirklichkeit beziehen. Aber selbst in einem bestimmten gesellschaftlichen Bereich wie dem der Kultur gibt es unter Bedingungen fortschreitender Globalisierung ganz unterschiedliche Reaktionsweisen. Neben Konfrontationen mit der lokalen Tradition, die dabei gelegentlich eine mehr oder minder partialisierte, oberflächliche Renaissance erlebt, kommt natürlich auch die Totalanpassung an das von außen herangetragene, meist anglophone Leitbild vor. Schließlich werden sehr häufig Mischverhältnisse, hybride Kulturen eine Reaktionsweise sein. „Wahrscheinlicher als eine Wendung gegen die Globalisierung ist meiner Meinung nach eine Art Synkretismus der Kulturen, beispielsweise die in Hongkong produzierten Kung-Fu-Filme, die eine Mischung aus westlichen und traditionell chinesischen Elementen und verschiedenen anderen Bräuchen darstellen. In dieser Weise entwickeln sich zahlreiche Spielarten einer globalen Kultur und verschmelzen miteinander, statt unversöhnlich aufeinander zu prallen.“⁴⁸

Auch in seinem ursprünglichen Spezialbereich, der Erforschung der sich entwickelnden und organisierenden Arbeiterklasse, hat Hobsbawm schon in den fünfziger bis siebziger Jahren eine wenig nationalstaatlich zentrierte Forschungsorientierung gezeigt. Middell schreibt: „Verglichen mit anderen Vertretern der britischen marxistischen Historiographie fällt im Werk Eric Hobsbawms die Überwindung der nationalhistorischen Grenzen auf. So begnügte er sich auch nicht mit der Betrachtung der britischen Arbeiterklasse, sondern umkreiste das Thema der Herausbildung moderner Klassenverhältnisse und eines entsprechenden kollektiven Bewusstseins in einem viel breiteren Bogen.“⁴⁹

Alles in allem hat Hobsbawm viel vorweggenommen von dem, was nun in zahlreichen globalgeschichtlichen Werken breiter fundiert wird. „Einheit der Welt“ heißt keineswegs „Einheitlichkeit“

⁴⁸ Ebd., S. 153.

⁴⁹ Middell, Hobsbawm (wie Anm. 11), S. 106.

der Welt. Die enorme Steigerung wechselseitiger Beziehungen großer Menschengruppen zueinander in kontinentaler oder gar weltweiter Hinsicht sowie die dadurch entstehenden teilweise dauerhaften Beziehungen, ja sogar die Etablierung neuer sozialer transnationaler Räume bedeuten keineswegs automatisch Homogenisierung und wachsende Gleichheit; im Gegenteil: die erhöhte Mobilität – gerade der Kapitaleseite – kann als ein bedeutender Hebel zur Schaffung stärkerer Hierarchien, größerer Armuts- und Reichtumsgefälle angesehen werden, wobei diese scheinbar immer weniger zwischen Gesellschaften und Nationen, sondern quer zu diesen liegen. Das heißt, dass tendenziell die Unterschiede in den Pro-Kopf-Einkommen zwischen Nationen weniger stark auseinanderklaffen als die erste und letzte globale Einkommensdezile.⁵⁰

5. Schlussbemerkung

Es war Hobsbawms Überzeugung, dass Geschichte in vielerlei Hinsicht in die Politik der Gegenwart, die aktuellen politischen Kämpfe und die Auseinandersetzungen um die Deutung von Ereignissen und Tendenzen hineinragt. Das hat zweifellos – neben seinen hohen stilistischen Fähigkeiten und seinem grandiosen Wissensschatz – dazu beigetragen, seiner Art der Geschichtsschreibung eine Lebendigkeit und einen Gegenwartsbezug zu verleihen, die normalerweise von Historikern nicht erwartet werden. Diese sollen, wie er immer wieder bekundete, nicht nur für andere Historiker schreiben; auch die Orientierung an einem anonymen oder neutralen Publikum war nicht seine Sache. Vielmehr hatte er eine interessierte und lernbereite Leserschaft im Visier, welche bereit ist, aus dem besseren Verständnis geschichtlicher Abläufe bestimmte Schlussfolgerungen zu ziehen und sich in diesem Sinne in die politischen Auseinandersetzungen einzubringen. Letzteres hat er selbst mit seiner dezidiert politischen Position – als „*lifelong communist*“

⁵⁰ Göran Therborn, Class in the 21st century, in: *New Left Review*, 78 (2012).

– getan.⁵¹ Seine Auffassung von Geschichte oder Vergangenheit, welche er nicht so weit von der Gegenwart und der Zukunft entfernt sieht,⁵² hat ihn dazu legitimiert und verpflichtet.

⁵¹ Georg Fülberth, Eric Hobsbawm und das 20. Jahrhundert, in: Luxemburg, 4 (2012), S. 134-139. Eine recht harsche Kritik an dieser biographischen Selbststilisierung sowie an einigen inhaltlichen Positionen Hobsbawms findet sich in der ausführlichen Besprechung seiner Autobiographie bei Perry Anderson, *The Age of E.J.H.*, in: *London Review of Books*, 24 (2011).

⁵² Ungefähr die Hälfte seiner geschichtstheoretischen Beiträge sind dem „Kontinuum“ von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewidmet; vgl. Hobsbawm, *Geschichte* (wie Anm. 21), S. 59f. Dabei sei von der „berechtigten Annahme“ auszugehen, „dass die Zukunft im großen und ganzen in systematischer Weise mit der Vergangenheit verbunden ist, die ihrerseits keine willkürliche Verkettung von Umständen und Ereignissen ist. Die Strukturen menschlicher Gesellschaften, ihre Prozesse und Mechanismen der Reproduktion, des Wandels und der Umgestaltung sind so beschaffen, dass sie die Anzahl der Ereignisse, die eintreten können, begrenzen, einige Ereignisse, die eintreten werden, determinieren und es ermöglichen, einem Großteil der übrigen möglichen Ereignisse größere oder geringere Wahrscheinlichkeit zuzuordnen“ (ebd., S. 60). Das bedeute, dass von einem bestimmten, wenngleich beschränkten Bereich der Prognostizierbarkeit auszugehen sei; andererseits ist allgemein bekannt, dass in gewisser Hinsicht Voraussagen unmöglich sind; wobei es sich hier um „Segmente der Zukunft“ handele, bei denen die Ungewissheit am größten erscheint.